

# 1 Einleitung

Anfang des 21. Jahrhunderts erschien ein Buch mit dem Titel *Freud, Psychoanalysis, Social Theory. The Unfulfilled Promise* (Weinstein, 2001). Gut ein Jahrzehnt später titelt ein Sammelband *The unhappy Divorce of Sociology and Psychoanalysis. Diverse Perspectives on the Social* (Chancer & Andrews, 2014). Die Metaphorik beider Titel liefert eine Zustandsbeschreibung, die auch für das vorliegende Buch *Psychoanalyse und Gesellschaftswissenschaften* zutrifft.

Der Plot der Narration besagt: Es gab eine Zeit, da gingen die Gesellschaftswissenschaften und die Psychoanalyse einen Ehebund ein, der nicht lange hielt. Inzwischen kam es zu einer glücklosen Scheidung, weil nicht in Erfüllung ging, was man sich voneinander versprach. So kann man die Geschichte erzählen – und nicht nur für die USA.

Auch im deutschsprachigen Raum lässt sich eine vergleichbare Skepsis feststellen. So hat beispielsweise Reimut Reiche – in den 1970er Jahren ein führender Kämpfer für die Verbindung von Gesellschaftskritik und Psychoanalyse – Mitte der 1990er Jahre einen Aufsatz veröffentlicht, in dem er der Psychoanalyse eine »Stimmung des Beleidigtseins« attestiert, die daher rühre, dass sie die einstigen Hoffnungen nicht erfüllt habe, sie sei die wissenschaftliche Disziplin, die Menschen therapeutisch wie politisch aus ihrer – kantianisch formuliert – selbst verschuldeten Unmündigkeit herausführe. Stattdessen sei sie mit ihrer zunehmenden Bedeutungslosigkeit konfrontiert. Die Menschen, ob als Patienten oder Bürger, wollen »die Wahrheit« und »die Aufklärung nicht mehr, die wir ihnen anzubieten haben und von denen wir gewohnt waren, dass wir sie nicht anbieten müssen, sondern dass man nach ihnen verlangt wie nach einem kostbaren Gut« (Reiche, 1995, S. 229).

In den Diagnosen des gegenwärtigen Verhältnisses von Gesellschaftstheorie und Psychoanalyse dominieren also Ernüchterung und Enttäuschung. Dies liegt vermutlich nicht nur an unangemessenen Erwartungen,

sondern auch an den objektiven Bedingungen. Nicht zuletzt wohl auch daran, dass beide Disziplinen eher marginale Wissenschaften (geworden) sind, die nach Partnern suchen, die es ermöglichen, innerhalb des szientistischen Kanons aufzusteigen. Bleibt der Aufstieg verwehrt, liegen verschiedene Verarbeitungen nahe. Eine Variante besteht darin, vehement zu betonen, dass man einander auf keinen Fall braucht, wobei die Vehemenz freilich ahnen lässt, dass die verbleibenden Leerstellen weiterhin leer bleiben, was auch nicht befriedigt. Die verschärfte Form dieser Variante leugnet die Leerstellen, indem sie behauptet, über ein Erklärungspotenzial zu verfügen, das die Beiträge des potenziellen Partners schlicht überflüssig macht. Die häufigste Variante dürfte inzwischen die einer wechselseitigen Ignoranz sein: Steht das Urteil von vornherein fest, dass man den Anderen nicht braucht, muss man sich auch nicht über dessen Entwicklung informieren. Als Folge davon kommt es zu einer fortlaufenden Bestätigung der eigenen Vorurteile.

Um diese Gefahr zu verringern, wollen wir hier in diesem Buch – wie kursorisch auch immer – an eine Reihe von theoretischen Partnerschaften erinnern, die eindrucksvoll gezeigt haben, wie diese möglich sind und die sich aus unserer Sicht auch dazu eignen, die aktuellen Chancen für eine Kooperation von Gesellschaftswissenschaften und Psychoanalyse, genau genommen: von interessierten Gesellschaftswissenschaftlern und Psychoanalytikern auszuloten. Eine solche Kooperation abzuschreiben, würde verkennen, dass es sehr wohl Versuche gibt, aus der Geschichte des tradierten Kooperationsprojektes zu lernen, wie sich dies etwa die jüngst erfolgte Gründung einer »Gesellschaft für psychoanalytische Sozialpsychologie« zum Ziel gesetzt hat.

Im Zentrum des Buches stehen sechzehn mehr oder weniger umfangreiche Porträts einer Reihe von gesellschaftswissenschaftlichen Autoren, die sich mit Theorie und Praxis der Psychoanalyse (kritisch) auseinandergesetzt haben. Die Reihe ist keinesfalls vollständig. Eher spiegelt sie zum einen die von uns präferierten Bezüge, zum anderen haben wir darauf geachtet, dass es systematische und nicht nur beiläufige Auseinandersetzungen sind. Unser Ziel ist die Rekonstruktion von exemplarischen Argumenten, die womöglich die Chance erhöhen, die interdisziplinäre Kooperation zwischen Psychoanalyse und Gesellschaftswissenschaften nachhaltig zu verbessern. Das verlangt den Disziplinen ab, sich auf Augenhöhe zu begegnen und die Grenzen des eigenen Erklärungsanspruchs anzuerkennen.

Leider ist festzustellen, dass im gesellschaftswissenschaftlichen Diskurs nach wie vor eine Auseinandersetzung mit dem Werk von Sigmund Freud überwiegt. Die Pluralisierung der Psychoanalyse und die daraus folgende Vermehrung des psychoanalytischen Theorieangebots (vgl. Mertens, 2014) wird vergleichsweise selten genutzt, was schnell den (falschen) Eindruck erweckt, es würde in der Psychoanalyse keine Innovationen geben.

Bilanziert man die Themen, mit denen sich die von uns ausgewählten Autoren befassen, dann lassen sich verschiedene wiederkehrende Diskussionsstränge ausmachen. Diskutiert wird

- das skeptische Weltbild, das Freud der Psychoanalyse eingeschrieben hat und das die Frage aufwirft, wie schicksalhaft die Geschichte der Menschengattung ist;
- die Entgegensetzung von Individuum und Gesellschaft, die sachlich nicht gerechtfertigt ist, aber dem Selbstverständnis der bürgerlichen Gesellschaft entspricht;
- der Grad an Repression, der generell oder in einem bestimmten Zeitraum gesellschaftlich als notwendig erscheint;
- die ahistorische Konzeptualisierung des psychoanalytischen Erkenntnisgegenstandes, der eine ahistorische Begrifflichkeit nach sich zieht;
- der von Freud vertretene a-soziale oder gar anti-soziale biologistische Triebbegriff, der verhindert, dass die Psychoanalyse weder einen Begriff von primärer Sozialität noch von Sozialisation hat;
- das Modell der Psyche als eines »Apparates«, der Konflikte zwischen den »Instanzen« Es, Ich und Über-Ich in Kompromissbildungen überführt;
- das Verhältnis von Sprache zu vorsprachlichen, vor allem leiblichen Formen menschlichen Erlebens und Handelns;
- das psychoanalytische Modell des dynamischen Unbewussten als eine von verschiedenen Arten von Unbewusstheit, wenn auch eine ausgezeichnete;
- die fehlende historische Selbstaufklärung normativer psychoanalytischer Vorstellungen;
- der Nutzen von psychoanalytischen und psychoanalytisch inspirierten Konzepten, um aktuelle sozialwissenschaftliche Gesellschaftsdiagnosen zu schärfen;
- die psychoanalytische Praxis als ein allgemeingültiges Modell individueller und kollektiver Aufklärungs- und Veränderungsprozesse.

Die Autoren, die wir ausgewählt haben, befassen sich unterschiedlich ausführlich mit den einzelnen Themen, wobei auffällt, dass sie sich untereinander nur wenig zur Kenntnis nehmen. Dadurch kommen ähnliche Argumentationslinien zustande, deren Verlauf aber in Parallelwelten verbleibt, sodass kaum Synergien entstehen können.

Die Schriftenreihe, in der dieses Buch erscheint, ist *Psychoanalyse im 21. Jahrhundert* betitelt. Wie die psychoanalytische Sozialpsychologie im 21. Jahrhundert aussehen wird, wissen wir nicht. Es gibt viele und vielversprechende Entwicklungen, aber es lässt sich noch nicht absehen, wohin sie führen werden. Was sicher ist: Auch sie werden sich mit Themen, Theoremen und Methoden auseinandersetzen müssen, mit denen sich die psychoanalytische Sozialpsychologie bisher beschäftigt hat. Statt das Rad immer wieder neu zu erfinden, ist es daher sinnvoll, von dem zu lernen, was schon geleistet wurde – und davon, was dabei (noch) nicht gelungen ist. Dieses Wissen versucht unser Buch kritisch präsent zu halten. Wir folgen dabei der Maxime, dass ein Rückblick den Blick in die Zukunft schärft.

Auch wenn sich die Psychoanalyse längst an ihrem Erfinder abgearbeitet hat und innovativer ist, als es manchmal erscheinen will, kommen auch wir nicht umhin, mit Freud zu beginnen. Und zwar mit dem Freud, der als intuitiver Gesellschaftsanalytiker imponiert, weil ihm von Beginn seiner Karriere an bewusst war, dass es eine Wissenschaft vom Menschen, wie es die Psychoanalyse zu sein beansprucht, immer schon mit bio-psycho-sozialen Untersuchungs- und Erkenntnisgegenständen zu tun hat.

## 2 Freud und die Gesellschaft

### Lernziel

- nachvollziehen können, dass Freud schon früh das kreative gesellschaftsdiagnostische Potenzial der Psychoanalyse erkannte, und wie er versuchte, es zu realisieren.

Freud (1856–1939) wurde in Freiburg/Mähren geboren. Seine Familie zog nach Wien, wo er von 1873 bis 1881 Medizin studierte. Anschließend widmete er sich intensiven neurologischen Studien, in deren Verlauf er sich auf Neuropathologie konzentrierte und sich 1885 in diesem Fach habilitierte. Ein Studienaufenthalt in Paris verstärkte sein Interesse an psychopathologischen Themen. Seine Auseinandersetzung mit den vorhandenen Theorien und praktische Erfahrungen, die er in der Behandlung psychisch Kranker sammelte, führten – begleitet von einer intensiven »Selbstanalyse« – zur schrittweisen Entwicklung der Psychoanalyse, der ersten ausgearbeiteten Theorie psychodynamischer Prozesse. Seine Arbeit löste eine große Resonanz aus – positive wie negative. Seine Theorien entwickelte er bis an sein Lebensende ständig weiter, ohne das Gesamtgebäude definitiv abschließen zu können. Nach 1938 zwang ihn die Machtübernahme der Nationalsozialisten zur Emigration nach London, wo er starb.

Freud war ein an seiner Welt interessierter Intellektueller. Er selbst schrieb im Rückblick: »In den Jugendjahren wurde das Bedürfnis, etwas von den Rätseln dieser Welt zu verstehen und vielleicht selbst etwas zu ihrer Lösung beizutragen, übermächtig.« (1927a, S.291) Sein »faustischer Wissensdrang« (so Jones, 1984, S. 49) hatte zur Folge, dass er sich nie mit einer rein fachwissenschaftlichen Betätigung begnügte, sondern sich immer wieder – aus zeitgeschichtlichen wie aus biografischen Anlässen – mit gesellschaftspolitischen Themen beschäftigte. Soweit dies

schriftlich dokumentiert ist, blieben diese Auseinandersetzungen zunächst auf eher improvisierte Exkurse in Briefen beschränkt. Das änderte sich, als Freud klar wurde, dass die Konzepte der Psychoanalyse sinnvoll auch auf sozialpsychologische und gesellschaftliche Themen anwendbar waren.

Auf solche Themen hatte ihn seine Ausbildung aber nicht vorbereitet. So wie er die Psychoanalyse mit den Mitteln entwickeln musste, die ihm aufgrund seiner Vorbildung zur Verfügung standen, konnte er sich bei ihrer Anwendung auf gesellschaftliche Themen auch nur auf das stützen, was er an subjektiven und vorthoretischen Vorstellungen über Gesellschaft hatte.

### 2.1 Freuds Gesellschaftsbild

Dass Vorstellungen über Gesellschaft etwas anderes sind als eine Gesellschaftstheorie, liegt auf der Hand, auch wenn beides leicht verwechselt wird. Freud hat dies in Bezug auf die Psychologie diskutiert und darauf verwiesen, dass sich jeder für einen Psychologen halte, weil er eine Psyche besitzt (Freud, 1940b, S. 143). Bezogen auf Gesellschaft heißt das: Weil man sich sozial nur orientieren kann, wenn man eine Vorstellung davon hat, was die eigene Gesellschaft ausmacht, entwickelt jeder Mensch wenigstens implizit ein Gesellschaftsbild.

Ohne professionelle Ausbildung (und ein Stück weit auch mit ihr) basiert jedes Gesellschaftsbild auf sozialen Erfahrungen und deren Verarbeitung. Was daraus entsteht, ist eine spezifische Mischung aus Verständnis und bloßer Routine, Gewohnheit und Gewissheit, die es erlaubt, ad hoc in sozialen Situationen handlungsfähig zu sein und die Fülle der auftretenden sozialen Ereignisse nach sozialer und persönlicher Relevanz zu ordnen. Diese lebenspraktisch funktionale Art des Denkens und Handelns wird in den Gesellschaftswissenschaften oft mit dem Begriff »Alltagsbewusstsein« bezeichnet.

Auch in Freuds schriftlichen Äußerungen – sowohl den privaten als auch den später publizierten – lassen sich die Spuren seines Alltagsbewusstseins erkennen. Filtert man aus seinen Texten heraus, wie er Gesell-

schaft erlebt und sich vorstellt, so zeigt sich ein in vieler Hinsicht zeittypisches Bild. Freud übernimmt ganz selbstverständlich (aber ohne ideologische Militanz) viele Positionen des gebildeten Bürgertums seiner Zeit:

Kinder sollen brav sein, Erziehung soll liebevoll, aber streng sein; Frauen sollen (im herkömmlichen Sinn) weiblich und passiv sein und ihre Männer unterstützen (statt aktiv zu sein und selbst Karrieren anzustreben), denn dann werden sie auch von ihnen als »Liebesobjekt« behandelt. Männer sind die »breadwinner« der Familie, sie müssen allein in der Welt zurechtkommen und selbständig ihren Weg konsequent gehen. Die Familie ist der Hort des Vertrauens, die Welt draußen erscheint gefährlich und oft unverständlich. Geschäftemacherei ist eigentlich würdelos; man hat genügend Geld zu haben, sodass es zu standesgemäßem Leben reicht, und bescheidet sich in und mit seinen gegebenen Möglichkeiten. Arbeit ist die unvermeidliche Bürde, die man (er)tragen muss, aber auch unverzichtbares Lebenselixier. Geistig strebt man danach, sich die Kultur – das kulturelle Erbe der Menschheit aus der Sicht des gebildeten Mitteleuropäers – anzueignen und ein Kulturweltbürger zu werden. Über Modetorheiten schüttelt man den Kopf und orientiert sich an den klassischen Maßstäben der Ästhetik sowie an den Normen, die sich »von selbst« verstehen – Selbstdisziplin, Engagement für das Projekt des gesellschaftlichen Fortschritts, Einhaltung der nötigen Regeln, wechselseitige Anerkennung unter Gleichen, Verachtung des Pöbels und stoisches Ertragen der Zumutungen des Lebens.

Diese Annahmen finden sich in Freuds frühen Äußerungen unsystematisch und stützen sich auf die (scheinbar) normative Evidenz der Lebenswelt. So erläutert er seiner Braut ausführlich, dass es einer Ehe schadet, wenn die Frau beruflich ehrgeizig oder gar ebenbürtig ist (Freud, 1968, S. 36 ff.). Solche und ähnliche Annahmen dienen Freud auch als Bezugssystem für seine frühen gesellschaftsbezogenen psychoanalytischen Arbeiten. So basiert seine Studie über den *Witz und seine Beziehung zum Unbewussten* (Freud, 1905c) darauf, dass er Gründe und Anlässe für Scham als selbstverständlich voraussetzt.

Mit der Ausarbeitung der psychoanalytischen Entwicklungspsychologie und der ersten Persönlichkeitstheorie standen Freud dann neue Möglichkeiten zur Verfügung, die es ihm erlaubten, seine bis dahin vortheoretischen Überzeugungen im Rahmen einer systematischen theoretischen Konzeption auszuarbeiten, zu korrigieren und weiter zu entwickeln.

Einen ersten systematischen Schritt unternahm Freud in dem Aufsatz über *Die »kulturelle« Sexualmoral und die moderne Nervosität* (1908d). Um dieses Thema zu bearbeiten, holte er weit aus und entwarf ein theoretisches Bild von »Kultur«, welches nunmehr auf die bereits entwickelten Bestandteile psychoanalytischer Theorie aufgebaut ist:

»Unsere Kultur ist ganz allgemein auf der Unterdrückung von Trieben aufgebaut. Jeder Einzelne hat ein Stück seines Besitzes, seiner Machtvollkommenheit, der aggressiven und vindikativen Neigungen seiner Persönlichkeit abgetreten; aus diesen Beiträgen ist der gemeinsame Kulturbesitz an materiellen und ideellen Beiträgen entstanden. Außer der Lebensnot sind es wohl die aus der Erotik abgeleiteten Familiengefühle, welche die einzelnen Individuen zu diesem Verzicht bewogen haben.« (Freud, 1908d, S. 149 f.)

Freud nutzt hier seine triebtheoretischen Annahmen als Grundlage für ein dynamisches Verständnis von Kultur: Die primäre psychologische Ausstattung der Menschen ist nicht sozial, sondern egozentrisch; sie braucht jedoch einen sozialen und kulturellen Kontext zur Realisierung und muss dafür nolens volens »kulturfähig« werden. Diese Möglichkeit besteht: Über-Ich-Bildung, Sublimierung und andere Formen der Triebkontrolle können zum Aufbau soziokultureller Strukturen genutzt werden, die wiederum die Entwicklung von kulturstützenden psychischen Strukturen stärken.

Es ist deutlich, dass und wie Freuds vortheoretische Gewissheiten hier in theoretische Argumentationen umgesetzt und dabei durch Theoretisierung bestätigt werden: Die Psyche als Dreh- und Angelpunkt sozialen Geschehens, die Familie als einziger Ursprung genuin sozialer Bindungen; die notwendige Repressions- und Stimulierungsfunktion dessen, was jetzt unter dem Begriff »Kultur« zusammen gefasst wird. Ausgehend von der These, dass Kultur vorrangig auf der Sublimierung von sexuellen Triebimpulsen beruht, entwickelt Freud ein Evolutionsschema:

»Mit Bezug auf die Entwicklungsgeschichte des Sexualtriebes könnte man also drei Kulturstufen unterscheiden: Eine erste, auf welcher die Betätigung des Sexualtriebes auch über die Ziele der Fortpflanzung hinaus frei ist; eine zweite, auf welcher alles am Sexualtrieb unterdrückt ist bis auf das, was der Fortpflanzung dient, und eine dritte, auf welcher nur die legitime Fortpflanzung als Sexualziel zugelassen wird. Dieser dritten Stufe entspricht unserer gegenwärtige »kulturelle« Sexualmoral.« (ebd., S. 152)

Freud sieht diese Entwicklung – und das unterscheidet ihn von einem naiven Aufklärungsoptimismus – jedoch nicht nur als Fortschritt, er



blickt auch auf ihre Kosten: »Nimmt man die zweite dieser Stufen zum Niveau, so muss man zunächst konstatieren, dass eine Anzahl von Personen [...] den Anforderungen derselben nicht genügt.« (ebd.) Sublimierung stößt an konstitutionelle Grenzen, quantitativer und qualitativer Art; wo sie qua kultureller Norm erzwungen wird, kippt der Prozess der Kulturentwicklung ins Negative:

»Die Neurotiker sind jene Klasse von Menschen, die es [...] unter dem Einflusse der Kulturanforderungen zu einer nur scheinbaren und immer mehr missglückenden Unterdrückung ihrer Triebe bringen, und die darum ihre Mitarbeiterschaft an den Kulturwerken nur mit großem Kräfteaufwand, unter innerer Verarmung, aufrecht erhalten oder zeitweise als Kranke aussetzen müssen.« (ebd., S. 154)

Bei näherem Hinsehen entpuppt sich dieses Problem für Freud als prinzipielle Aporie: »Die Bewältigung durch Sublimierung, durch Ablenkung der sexuellen Triebkräfte vom sexuellen Ziele weg auf höhere kulturelle Ziele gelingt einer Minderzahl, und wohl auch dieser nur zeitweilig [...]. Die meisten anderen werden neurotisch oder kommen sonst zu Schaden.« (ebd., S. 156) Die »kulturelle Sexualmoral« (legitime Sexualität nur in der Ehe und nur für »Fortpflanzungszwecke«) ist daher »krankmachend« (ebd., S. 157).

Auch wenn die »kulturelle Sexualmoral« öffentlich tabuisiert wird, ist die mit ihr verbundene Problematik gesellschaftlich sehr wohl bekannt. Als Indiz nennt Freud die Differenz zwischen offizieller Moral und realem Sexualverhalten. Er verweist auf die Tatsache, dass Männern

»auch von der strengsten Sexualordnung, wengleich nur stillschweigend und widerwillig, [...] ein Stück Sexualfreiheit [...] eingeräumt wird; die für den Mann in unserer Gesellschaft geltende ›doppelte‹ Sexualmoral ist das beste Eingeständnis, dass die Gesellschaft selbst, welche die Vorschriften erlassen hat, nicht an deren Durchführung glaubt« (ebd., S. 158).

»Gesellschaft« erscheint als eine Art para-humaner kollektiver Akteur, der aus (mehr oder weniger) rationalen Erwägungen heraus handelt, aber Fehler begeht. Aber das Handeln der Gesellschaft ist irrational und macht (ohne es zu wollen) einen Strich durch die intendierte kulturelle Bilanz. Freud unterstreicht,

»dass die Neurose, soweit sie reicht und bei wem immer sie sich findet, die Kulturabsicht zu vereiteln weiß und somit eigentlich die Arbeit der unterdrückten kulturfeindlichen Seelenkräfte besorgt, so dass die Gesellschaft nicht

einen mit Opfern erkaufte Gewinn, sondern gar keinen Gewinn verzeichnen darf, wenn sie die Gefügigkeit gegen ihre weitgehenden Vorschriften mit der Zunahme der Nervosität bezahlt« (ebd., S. 166).

### 2.2 Freuds gesellschaftsanalytische Schriften

Damit hat Freud eine theoretische Grundkonzeption für die Analyse gesellschaftlicher Prozesse entwickelt. In mancher Hinsicht ähnelt sie klassischen Vorgaben. So ist die primäre Kulturfeindlichkeit ein Thema, welches bereits Thomas Hobbes 1651 in seiner naturrechtlichen Grundlegung einer Gesellschaftstheorie ausführlich diskutiert und zum Ausgangspunkt seiner Staatstheorie gemacht hat. Die Theorie gesellschaftlicher Entwicklung bezieht sich zwar nicht explizit auf die strukturell vergleichbaren Entwürfe von Anne Robert Jacques Turgot, Baron de L'Aule, Claude-Henri de Rouvroy, Comte de St. Simon oder Auguste Comte, entspricht aber den Vorstellungen, die in der Aufklärung oftmals verwendet wurden. Auch der Gedanke einer funktionalen Korrespondenz zwischen Kulturstufe und Psyche war zu Freuds Zeiten bereits ein geläufiger Topos. Allerdings gab Freud diesen Konzepten mit seiner triebtheoretischen Begründung eine neue Form und Grundlage. Damit verfügte er über ein theoretisches Gerüst, mit dessen Hilfe er das Thema Gesellschaft systematisch aufgreifen und behandeln konnte. Zugleich bot ihm die psychoanalytische Theorie die Möglichkeit, Probleme, die sich ihm lebenspraktisch und wissenschaftspolitisch stellten, begrifflich zu fassen und zu erklären. Bekanntlich wurde seine Arbeit nicht so aufgenommen, wie Freud sich dies gewünscht und vorgestellt hatte. Mit Hilfe seiner »kulturtheoretischen« Sicht konnte er nun die öffentlichen Reaktionen, die die Psychoanalyse auslöste, erklären und einordnen – und zugleich eine verhalten optimistisch stimmende Vorstellung der weiteren Zukunft der Psychoanalyse gewinnen.

In seinem Aufsatz über *Die zukünftigen Chancen der psychoanalytischen Therapie* (1910d) ging es Freud zunächst um die wenig begeisterte Resonanz, die die Psychoanalyse trotz ihrer therapeutischen Möglichkeiten auslöste. Er schreibt: